

«Die eierlegende Wollmilchsau wird es nicht geben»

Ohne Klinisches Informationssystem (KIS) kommt heute kein Spital mehr aus. Jürg Lindenmann, Geschäftsführer von Health-IT, gibt Auskunft über den aktuellen Stand der Technik, die Hoffnung auf mehr Effizienz und das KIS der Zukunft. Interview: Oliver Schneider

Eines Tages könnte ein KIS alle Fachapplikationen im Spital konsolidieren. Wo stehen wir da?

Jürgen Lindenmann: Da gab es viele gute Entwicklungen. Es kristallisierte sich heraus, was die Kernmodule eines KIS sein sollten: Planung, Eintritt, Verordnung, Kurve usw. Alles Dinge, die sich standardisieren lassen. Dort ist ein KIS gut und sinnvoll. Alle spezifischen Anwendungen sind aber für KIS-Hersteller nicht interessant, denn der Markt dafür ist zu klein.

Wäre es nicht wünschenswert, dass ein KIS alle Anforderungen aus der Klinik unterstützt?

Früher hätte ich das bejaht. Mittlerweile muss ich aber sagen, dass wir nicht um mehrere Systeme herumkommen. Die eierlegende Wollmilchsau wird es nicht geben. Spitäler müssen herausfinden, welche Prozesse nicht fachspezifisch sind und damit Platz im KIS haben, etwa die Operationsplanung oder das Erstellen von Verordnungen. Gewisse Spezialitäten werden sie aber nie in ein KIS packen können. Hier muss jedes Spital einen guten Mittelweg finden.

Was verstehen Sie unter KIS 4.0?

Für mich hat das mit dem Reifegrad des Systems zu tun. Als ich im Jahr 2000 anfang, gab es als Version 1.0 nur eine einfache Berichtschreibung. Die nächste Generation (2.0) brachte dann erste administrative Workflows in die KIS. Dann kamen Pflegedokumentation und Kurve dazu (3.0). Das gab der Digitalisierung im Spital einen enormen Schub. Bei KIS 4.0 geht es jetzt darum, mit intelligenten Algorithmen konkrete medizinische Arbeiten zu automatisieren, Ereignisse vorherzusagen und Wissen zugänglich zu machen. Kein Arzt kann heute noch alle Informationen im Kopf haben, die aus der Forschung kommen. Dazu kommt die Langzeitüberwachung von Patienten auch ausserhalb des Spitals. Zum Beispiel mit mobilen Messgeräten.

Konnten die KIS wie erhofft Kosten senken und das Personal entlasten?

Wenn die Spitäler ihre Hausaufgaben gemacht haben, auf jeden Fall. Ein Spital muss seine Prozesse effizient im System abbilden, dann kann man sehr viel aus dem KIS herausholen. Das Problem liegt darin, dass Produktivitätsgewinne des KIS von anderen Faktoren gleich wieder aufgeessen werden. Es ist also nicht möglich zu sagen, wie viel man mit einem KIS effektiv einspart.



Jürg Lindenmann,
Geschäftsführer,
Health-it

Was müssten Spitäler tun, um das Potenzial eines KIS besser zu nutzen?

Man muss unbedingt mit den Leuten aus der Pflege, der Medizin und aus den Sekretariaten reden, die an der Front arbeiten. Die haben viel Know-how und kennen die Arbeitsabläufe sehr gut, werden aber oft nicht gefragt. Ein guter KIS-Hersteller beschäftigt Businessanalysten, die nach draussen gehen und versuchen herauszufinden, wie man mit dem KIS Wertschöpfung in die Prozesse bringt. Alles, was keine Wertschöpfung bringt, muss dann weggelassen werden. Ausserdem braucht es Support aus der Spitalleitung für die IT-Verantwortlichen. Nicht für ein Schlagwort wie «Digitalisierung», sondern für das Informationsmanagement. Das muss Chefsache sein.

Was bieten heutige KIS noch nicht, was kommt in Zukunft?

Ausser KIS 4.0 gibt es das Thema der Disruption durch Technologie. Die Informations-Bubble, die sich automatisch um jeden Patienten im Spital bildet, wird auf neue Weise bewältigt werden können. Hier wird auch Gamification eine Rolle spielen, also der spielerische Umgang mit Informationen und Arbeitsprozessen. Ein Beispiel ist das Start-up Komed Health, im Prinzip ein Whatsapp für Spitäler mit Anbindung ans KIS. Solche spezialisierten Zusatzanwendungen auf dem KIS werden wir in Zukunft öfters sehen, und die Hersteller sind gut beraten, wenn sie sich solche Komponenten einkaufen. Denn KIS werden nie verschwinden, sie werden aber auch nie alles gut können.